

hybrid simultaneity of conservative nationalism, (the influences of) the Western avant-garde and (the acceptability to) the Socialist Realist discourse⁵ could be taken advantage of. Modernity is highly ambivalent,⁶ (as also Oržikauskas and Kalm demonstrate in the case of interwar architecture) and so are identities.

It is a pity that the longer history of Baltic heritage preservation, conservation and historiography is seldom addressed. Readers who take the nineteenth century as stated in the book title seriously might be left disappointed. To understand the heritage movement of the late 1980s along with its powerful national agenda (that is named among the book's main triggers, p. 11) it is useful to know about the earlier "manipulations" with monuments that these build on. Not informing the reader of the universal tendencies and traditions of art history might even lead to false conclusions, as if the close relationship between monuments, identity construction and power play was only the case in the Soviet context (cf. pp. 24, 54, 80, 212–215, 218).⁷ It is characteristic of heritage to be concerned with the present, but Heritage Studies, which would be a perfect fit for research on such ideological aspects, is not referred to, although the main concepts and their different nuances depending on the language are touched upon (pp. 23, 33). While German influences can historically be seen in Latvian and Estonian terminology, in Soviet times Russian shaped the institutional language of all three Baltic states.

What do these contributions add to the state of research? Moreover, who is their target audience? A significant role of such books is to introduce the existing body of research conducted in the local languages. Several authors have indeed chosen to translate their already published texts or combine their fragments for an international audience, which makes the book something of an anthology. (An error needs to be corrected on p. 52 regarding the training of heritage conservators in Soviet Estonia: Kodres' source text suggests that this was done precisely in the course of practice, not the other way round.) Despite some minor shortcomings, the book significantly enriches research on the topic, helping the reader to understand recent preservation activities as well as today's developments. Its most essential function is thus to introduce local scholarship within East Central Europe itself.

Tallinn

Kristina Jõekalda

⁵ JAAK KANGILASKI: Three Paradigms of Estonian Art during the Soviet Occupation, in: SIRJE HELME (ed.): *Different Modernisms, Different Avant-gardes: Problems in Central and Eastern European Art after World War II*, Tallinn 2009, pp. 118–122. Cf. KRISTA KODRES: *The Soviet West? The Shifting Boundaries of Estonian Culturescape*, in: NATALYA ZLYDNEVA (ed.): *At the Crossroads of the East and the West: The Problems of Borderzone in Russian and Central European Cultures*, Moskva 2021, pp. 427–444.

⁶ ZYGMUNT BAUMAN: *Liquid Modernity*, Cambridge, MA 2000.

⁷ See KRISTA KODRES: *Architekurgeschichte und Kulturerbe in Estland: Eine wechselseitige Beziehung*, in: STEPHANIE HEROLD, ANNELI RANDLA et al. (eds.): *Renationalisierung oder Sharing Heritage: Wo steht die Denkmalpflege im europäischen Kulturbereich 2018?*, Holzminden 2019, pp. 20–29.

Larry Wolff: Woodrow Wilson and the Reimagining of Eastern Europe. Stanford University Press. Stanford, California 2020. XI, 286 S. ISBN 978-1-5036-1118-4. (\$ 84,-)

Kein amerikanischer Präsident vor oder nach ihm habe sich so sehr für das östliche Europa interessiert und sich so intensiv mit der Region beschäftigt wie Woodrow Wilson, lautet ein Befund des zu besprechenden Buches. Polen, die Tschechoslowakei und der jugoslawische Staat seien seine Herzensangelegenheit gewesen, und seine Vision einer nationalstaatlichen Ordnung im Osten Europas habe sich durchgesetzt. Der viel diskutierten Frage, wie weit Wilson als deren Schöpfer gelten kann, geht Larry Wolff jedoch um-

sichtig aus dem Weg. Ihn interessieren weniger die Kräfte, welche die neue Ordnung hervorbrachten, als die Ideen und Prinzipien, von denen sich Wilson bei dem Versuch leiten ließ, sie zu gestalten. Es geht ihm darum, wie sich Wilsons *mental mapping* in geopolitische Kartografie übersetzen ließ (S. 6), wie aus Imagination Wirklichkeit wurde. Einem alten Sujet der Politikgeschichte gewinnt er mit diesem Zugang neue Erkenntnisse ab.

Das Buch ist thematisch aufgebaut. In einem ersten Schritt zeigt der Vf., wie Wilsons Blick auf das östliche Europa von seiner Wahrnehmung des Osmanischen Reiches geprägt wurde. Die Empörung des britischen Liberalen William Gladstone über die „Bulgarian Horrors“ der Osmanen von 1876 hinterließ bei dem jugendlichen Wilson tiefe Spuren. Kleine slawische Völker, die sich gegen gewaltsame imperiale Herrschaft auflehnten, hatten fortan seine Sympathie. In seiner Wahlkampagne von 1916 tat er es Gladstone gleich und nannte Armenier und Polen als leidende Nationen, die drohender Vernichtung ausgesetzt seien. Ein freies Polen und die Auflösung des Osmanischen Reiches wurden zu frühen Ecksteinen seiner Vision für eine Zeit nach dem Krieg, wie Wilson sie in seinen berühmten 14 Punkten ausbuchstabierte. Den Vorschlag eines amerikanischen Mandats für Konstantinopel, der während der Friedensverhandlungen 1919 zeitweilig auf dem Tisch lag, nahm Wilson allerdings nur zögerlich auf. Die ethnische Vielfalt der Stadt sprach zwar dafür, doch störte ihn der imperiale Gestus. Ethnografische Rechtfertigung und alteuropäische Machtpolitik blockierten einander.

Bezüglich der Habsburgermonarchie war Wilson weniger festgelegt. Welche Schritte von der Idee weitreichender Autonomie ihrer Völker zur völligen Auflösung Österreich-Ungarns führten, ist längst vielfach beschrieben. Doch auch hier hat der Vf. Neues zu bieten. Er zeigt, wie sehr sich Wilson an der Vorstellung eines anhaltenden Ringens zwischen Sklaverei und Befreiung (*emancipation*) orientierte und sich so in die Nachfolge Abraham Lincolns stellte. Dieser wiederkehrende Bezug half dem Präsidenten, sein eigenes, situatives Handeln als konsistent zu begreifen und sich selbst als Befreier zu sehen, der nun, da die alte Ordnungsmacht vor seinen Augen zerfallen war, in der Pflicht stand, eine neue Staatenordnung mit all ihren Problemen und Widersprüchen dauerhaft zu gestalten.

Zu Wilsons wichtigsten Stichwortgebern in diesem Prozess gehörten bekanntermaßen der Pole Ignacy Paderewski und der Tscheche Tomáš G. Masaryk. Mit beiden verband ihn eine persönliche Freundschaft. Auch darüber hinaus wurden Freundschaft und Sympathie zu Leitbegriffen in Wilsons Denken. Als tragendes Gerüst einer Staatenwelt, die ohnehin von Gewinnern und Verlierern des Weltkriegs bestimmt wurde, taugten sie allerdings wenig. Dies zeigte sich insbesondere an der Adria, wo mit Italien und dem jugoslawischen Königreich zwei Siegermächte konkurrierten, denen Wilsons Sympathie gleichermaßen galt. Je länger sich der Versuch hinzog, Freundschaft und Prinzipienfestigkeit auf einen Nenner zu bringen, desto deutlicher wurde Wilson bewusst, dass sich das Zeitfenster für seine Neuordnung des östlichen Europas zu schließen begann.

Dies galt schließlich auch für das Verhältnis zu Polen. Denn kaum war das Ziel eines unabhängigen Polens erreicht, stellte sich das Problem seiner Minderheiten. Vertreter des American Jewish Committee und des neu gegründeten American Jewish Congress sensibilisierten den Präsidenten für die Schutzbedürftigkeit der Juden und anderer Minderheiten im östlichen Europa. Die neuen Nationalstaaten brachten Gefahren mit sich, noch dazu, wenn zentrale Akteure im Handstreich vollendete Tatsachen schufen, statt auf Wilsons ordnende Hand zu warten. Die Idee lokaler Plebiszite, die das proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker einleuchtend umzusetzen verstanden, erwies sich bei näherem Hinsehen als hoch problematisch, wenn es um die konkrete Durchführung ging. Den Vorwurf Lloyd Georges, in Oberschlesien unredlich auf das gewünschte Ergebnis zuzusteuern, wies Wilson entrüstet zurück. Der moralische Impuls, der ihn lange getragen hatte, führte ihn hier, nicht zum ersten Mal, an seine Grenzen.

Der Vf. zeichnet das Bild eines Präsidenten, der sich von der hehren Idee des Selbstbestimmungsrechts leiten ließ und sich in das Studium von Landkarten vertiefte, durchdrungen von der Überzeugung, dass sich das schwierige Puzzle aus den einzelnen Teilen

stimmig zusammensetzen ließe, wenn nur jeweils eine passgenaue Lösung gefunden würde. Dabei ließ er sich gerne umwerben, ebenso wie er sich von Experten umfassend informieren ließ. Hinter all dem stand eine erklärtermaßen technizistische, moderne Idee, um mit den Unfreiheiten der alten Welt für immer zu brechen. Auffällig ist die geringe Beachtung, die Wilson internen Umsturzgefahren schenkte. Eine revolutionäre Bedrohung des östlichen Europas wird nur gelegentlich im Kontext eines möglichen russischen Ausgreifens angesprochen und war offensichtlich nicht Wilsons größte Sorge. Die größte Stärke des Buches liegt darin, dass es Wilsons imaginäre Landkarte nicht als statisch begreift, sondern Dynamiken und teils schwierige Lernprozesse schildert. Es lässt sich auch als Bewegung weg von der hochfliegenden Leitidee nationaler Selbstbestimmung hin zu den ganz praktischen und 1919 im Grunde unlösbaren Problemen lesen, die sich daraus ergaben. Insofern hat der W. auch die Geschichte wachsender Einsicht in Ambivalenzen und Widersprüche geschrieben, die einer glatten Übersetzung von *mental mapping* in geopolitische Kartografie entgegenstanden. Somit ist dies auch eine Geschichte ganz konkreter persönlicher Enttäuschungen und Entfremdungen.

Zum Schluss greift der Vf. das Bild zweier Ziegenhirten aus der Tatra auf. Die beiden hatten sich im April 1919 zu Fuß auf den Weg nach Paris gemacht, um den mächtigen amerikanischen Präsidenten dazu zu bewegen, dass ihre Heimat zu Polen kommen möge und nicht etwa der Tschechoslowakei zugeschlagen werde. Wilson hatte sich von dem strengen Geruch der Gäste in seinem Wohlwollen nicht beirren lassen, nachmittags dann mit Königin Maria von Rumänien gespeist und gestritten, und die beiden Hirten bald wieder vergessen. Doch an dem Tag, an dem er den Versailler Vertrag unterzeichnete, erinnerte er sich, und ihn plagte ein schlechtes Gewissen. Die anrührende Szene steht sinnbildlich für die Leitthemen des Buches, für die Idee nationaler Selbstbestimmung, die sich in den beiden einfachen Hirten verkörperte und die auf das Wohlwollen eines von außen kommenden Befreiers angewiesen war. Sie steht auch für die Notwendigkeit, unverwirklichte Ansprüche durch geeigneten Minderheitenschutz zu befrieden, für gegenseitige emotionale Zuwendung, aber auch für den Konflikt zwischen zwei Nationen, denen Wilsons Sympathie gleichermaßen gehörte und der sich auch nachträglich nicht ohne weiteres lösen ließ.

Jena

Joachim v. Puttkamer

Kamil Ruszala: Galicyjski eksodus. Uchodźy podczas I wojny światowej w monarchii Habsburgów. [Der galizische Exodus. Flüchtlinge während des Ersten Weltkriegs in der Habsburgermonarchie.] Universitas. Kraków 2020. 479 S., Ill., Kt., Tab. ISBN 978-83-242-3681-7; e-ISBN 978-83-242-6529-9. (PLN 49,-)

Der Erste Weltkrieg brachte erstmals in umfassender Weise ein Problem in die Wahrnehmung der Öffentlichkeit, das jeder Krieg provoziert: Flüchtlinge. Neu war jedoch, dass sich der „große Krieg“ auch hinsichtlich des Flüchtlingsproblems viel umfassender auswirkte als jeder regional begrenzte Krieg zuvor. Während vor allem die politische Geschichte des Ersten Weltkriegs und seine Folgen historisch untersucht worden sind, fehlen zum Schicksal der Zivilbevölkerung umfassende, vergleichende und vertiefende Untersuchungen. Die inneren Folgen des Krieges und auch die durch ihn hervorgerufenen Fluchtbewegungen sind für die Habsburgermonarchie bislang nicht hinreichend diskutiert worden, obwohl sie von einer derart zentralen Bedeutung waren, dass sie zur Desintegration dieses Staatswesens beigetragen haben.

Galizien war das Kronland der Habsburgermonarchie, über das die Fronten des Ersten Weltkriegs am häufigsten hinweggezogen sind; jeder Frontwechsel und jeder Kampf brachten persönliches Leid, Plünderungen und Gewalt mit sich – und löste bei der betroffenen Zivilbevölkerung Angst und Schrecken aus. So fürchteten sich auch diejenigen, die bereits zu Kriegsbeginn aus Galizien flüchteten, aus verschiedenen Gründen insbesondere vor dem russischen Militär. Hinzu kam, dass Flüchtlinge mithilfe der Eisenbahn viel größere Entfernungen zurücklegen konnten als je zuvor. Daher verteilten sich die Flüchtlinge